

(Nachdruck verboten.)

13)

frau Pilatus.

Von Oscar Madjen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders,

(Schluß.)

XVII.

Nach drei Tagen, am späten Nachmittag war es, als Heinrich Winther an der Thür des Untersuchungsrichters Krog klingelte, in der kleinen, gemüthlichen Villa draußen an der Ostbrücke.

Ein Dienstmädchen öffnete.

„Ist der Herr Untersuchungsrichter zu Hause?“

„Ich weiß nicht recht,“ antwortete das Mädchen, das seltsam verstört und wild aussah. „Darf ich fragen, wer...“

„Das thut nichts zur Sache. Ein Herr, der den Herrn Assessor zu sprechen wünscht.“

„Wollen Sie einen Augenblick warten.“

Winther schloß die Thür hinter sich. Das Dienstmädchen ließ ihn im Entree warten.

Bald darauf kam sie wieder.

„Ja, verzeihen Sie, ich soll sagen, daß es dem Herrn Richter nicht recht paßt. Der Herr Untersuchungsrichter ist krank — geworden, gleich als er nach Hause kam...“

„Ja, ich bin auch krank. Wollen Sie sagen, daß ich Winther heiße — Heinrich Winther — und daß ich ihn sofort sprechen muß.“

„Das traue ich mich wahrhaftig nicht.“

„Na ja, dann werde ich es selbst sagen!“

Und Winther drängte sich brutal an dem Mädchen vorbei, stieß die Thür, durch welche es eben gekommen war, auf und stand plötzlich im Arbeitszimmer des Richters.

Von einer schwarzbezogenen Chaiselongue dicht an dem einzigen Fenster des Zimmers starrte Krog ihm entgegen mit großen, verwunderten Augen und erhob sich sofort mit einer äußerst mürrischen Bewegung:

„Ich ließ doch sagen, daß ich nicht empfangen könne. Wer sind Sie, daß Sie so mit der Thür ins Haus fallen?“

„Wenn es hier im Zimmer etwas heller wäre, würden Sie mich schon kennen, Herr Untersuchungsrichter Krog. Mein Name ist Heinrich Winther.“

Krog durchzuckte es.

„Die Lampe anzünden!“ befahl er dem Dienstmädchen mit ein wenig zitternder Stimme. Und bei dem ersten flackernden Lichtschein glitt sein Blick unruhig auf die Züge des Besuchers.

Das Mädchen stellte die Lampe auf den Schreibtisch des Assessors, dann verließ sie das Zimmer. Die beiden Männer standen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber und blickten sich starr und schweigend eine Weile an.

„Was wollen Sie?“ brach Krog endlich das Schweigen.

Und gleichzeitig schielte er ein wenig schen auf Winthers Rechte, in der sich kein gewöhnlicher Spazierstock, sondern eine lange, geschmeidige Reitpeitsche wiegte.

Der Assessor schob einen Stuhl vor; sein Gesicht war merkwürdig niedergeschlagen und müde.

„Bitte schön! Nehmen Sie Platz,“ sagte er.

Am Winthers Lippen spielte ein höhnisches Lächeln.

„Sie sind jetzt höflicher — als das letzte Mal, da wir uns sahen.“

„Haben Sie die Absicht, mir Unverschämtheiten zu bieten. So muß ich Sie bitten, augenblicklich mein Haus zu verlassen,“ sagte der Assessor, der sichtlich nervös war, aber merkwürdig gedämpft sprach, ungefähr wie ein Mann, der Kopfschmerzen hat.

„Wenn ich nun nicht gehen will — was dann?“

„Dann läute ich das Mädchen her und lasse die Polizei holen.“

Krog streckte die Hand nach einer kleinen silbernen Glocke aus, die auf dem Schreibtisch stand. Aber ehe er sie erreichte, lag die Reitpeitsche mit einem Knall über der Tischplatte so nahe bei den Fingern des Richters, daß dieser seine Hand eiligst zurückzog.

„Keine Thorheiten hier!“ sagte Winther in einem harten

und scharfen Tone. „Hier sind wir auf gleichem Fuß! Hier spreche ich mit Ihnen, wie ein Mann mit dem Manne. Ich komme, um die Entschuldigung zu holen, die Sie mir noch immer nicht zu teil werden ließen. Ich habe heute aus den Blättern ersehen, daß der wirkliche Bankdieb endlich gefunden ist.“

„Das ist ganz richtig, Herr Winther, und ich bedaure sehr...“

„Haben Sie mir heute geschrieben? Ich habe noch keinen Brief empfangen.“

„Nein, ich habe nicht geschrieben.“

„Warum nicht?“

„Um!“

Krog strich sich verlegen den Vollbart.

„Lieber Mann, das braucht man nun einmal nicht.“

„So, das brauchen Sie nicht!“ Winther lachte höhnisch.

„Nein, natürlich, Sie sind ja hoch erhaben über allgemeine Gentlemanbegriffe.“

Krog richtete sich auf.

„Herr Winther, diese Sprache kann ich nicht erlauben. Ihr Ueberfall in meinem Hause...“

„Es hat Sie ja niemand überfallen — noch nicht.“

„Außerdem, woher wissen Sie, welche Verhältnisse meine Zeit heute in Anspruch genommen haben,“ fügte der Untersuchungsrichter etwas friedfertiger hinzu.

„Sie sind vermutlich mit ein paar neuen, sinnlosen Verhaftungen beschäftigt gewesen,“ sagte Winther hitzig. „Sie haben vermutlich noch nicht einmal die Zeitungen gelesen.“

„Doch, die zwei, drei, die ich halte.“

„Vermutlich wissen Sie also noch nicht einmal, daß ich gestern meine Frau in das Irrenhaus bringen mußte...“

Krog wich zurück.

„Nein, das wußte ich nicht.“

„Jetzt wissen Sie es. Wissen Sie auch, wessen Schuld es ist, wenn sie ihren Verstand nie wieder erlangt?“

Der Untersuchungsrichter tastete sich mit der einen Hand zurecht, dann sank er wieder auf die Chaiselongue.

„Ist es möglich?“ fragte er und erblaßte. „Wer konnte so etwas ahnen?“

„Das hätten Sie, Herr Krog, ahnen können — damals, als sie von ihrem Zustande unterrichtet wurden, ehe Sie sie zu Ihrem infamen Verhör schleppten.“

Und Winther markierte diese barschen Worte mit ein paar energischen Schlägen mit der Reitpeitsche gegen die Matte des Schreibtisches.

Krog nahm sich zusammen. Er war kein feiger Mann, und Rechtshaber war er bis auf's äußerste. Er erhob sich von neuem:

„Natürlich, wenn das wirklich der Fall ist, so bedaure ich die eingetretene Katastrophe im allerhöchsten Grade. Es ist traurig, sehr, sehr traurig. Aber wenn Sie meinen, mich zu schrecken, indem Sie hier mit groben Worten und einer Reitpeitsche heraufkommen, dann irren Sie sich.“

Winther erhob die Peitsche.

„Sie schrecken? Nein, züchtigen will ich Sie! Rufen Sie Ihr Dienstmädchen, rufen Sie Ihre Frau —“

Es fuhr ein sonderbares Lächeln, wie ein Zucken, über das Gesicht des Richters.

„Meine Frau,“ sagte er matt und friedfertig. „Ach nein!“

Dann fuhr er sich plötzlich an die Stirn und starrte Winther verwirrt an.

„Meine Frau, sagen Sie? ... Sie wissen also nicht...“

„Ach nein, woher sollten Sie wissen... Meine Frau hat...“

Sie sagen, daß eine Anzahl Zeitungen... Ach Gott, ach Gott! ...“

Der Untersuchungsrichter sank mit einem Schluchzen, das dem Stöhnen eines gequälten Tieres gleich, auf der Chaiselongue zusammen.

Und er rief aus:

„Jetzt verstehe ich! Sie hat es also gewußt. Sie hat es gelesen...“

Winther senkte seine Peitsche und blickte seinen Gegner an, ganz verduzt diesem gewaltsamen, nervösen Anfall gegenüber.

War es der Wahnsinn des Mannes, der endlich zum Klaren, offenen Ausbruch kam?

Krog stützte den Kopf in die Hände, er sah und wiegte sich im Sofa hin und her, ganz automatisch.

„Verstellen Sie sich doch nicht,“ sagte Winther endlich ungeduldig. „Sie müssen ja wissen, was sich die ganze Stadt heute erzählt hat und was also auch Ihre Frau gewußt hat.“

Krog stand auf, strich sich über die Stirn und sah seinen ungerufenen Gast wütend an:

„Ihnen schulde ich keine Rechenschaft! Ihnen gegenüber habe ich nur meine Pflicht gethan! Das behaupte ich jetzt und in Ewigkeit! Aber, kann das Ihre Schandenfreude sättigen, dann sollen Sie doch wissen, daß meine Gattin heute mein Haus verlassen hat. Die Nachricht erhielt ich erst, als ich vom Gericht nach Hause kam. Ohne Erklärung. Sie schrieb nur, daß sie nicht länger in dem Hause eines bösen Mannes wohnen wolle. Nun haben Sie es gehört — nun wissen Sie Bescheid. Jetzt gehen Sie nur in die Stadt und bedienen Sie dieselbe Presse, die Ihre häusliche Misere kolportiert hat. Das wird ein guter Bissen, dafür garantiere ich! „Ein Untersuchungsrichter — von seiner eignen Frau verurteilt!“ — Ja, warum nicht? Oder „Frau Pilatus!“ Das klingt noch besser! Das klingt schön!“

Krog war in heftiger Erregung. Die Adern auf seiner Stirn waren gespannt, seine Wangen waren weiß. Und mit den gestrafften Handknöcheln schlug er kurz und heftig auf die Platte des Schreibtisches. Aber trotzdem lag um seine Lippen dasselbe bittere, höhnische Lächeln, das Winther nur allzu gut vom Kriminalgericht her kannte.

Und der Bankbeamte wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück.

Nun lachte der Richter laut und krampfhaft, während seine Knöchel immer heftiger auf den Tisch losstrommelten.

„Na, schlagen Sie doch! Gebrauchen Sie doch Ihre Reitpeitsche! Sie dachten, Sie könnten mich kirre machen! So schlagen Sie doch zu, Mann! Warum zum Satan, schlagen Sie denn nicht? Saha, Sie haben Angst, Sie sind ein Kujon! Sie wissen, was die Geißelsteife kostet! Es ist Ihnen plötzlich eingefallen, daß wir hier zu Lande kein Recht haben! Sie wissen, daß es kein Spaß ist, wenn man sich dem Gericht gegenüber Recht schaffen will! Nein, Sie getrauen sich nicht, zu schlagen! Ich speie Sie an! Narr, Lump, Feigling, kommen Sie her, wenn Sie es wagen! Ich bin königlich dänischer Untersuchungsrichter!“

Weißer Schaum stand dem rasenden, todbleichen Manne vor dem Munde.

Und er focht mit den Händen in der Luft.

Heinrich Winther warf ihm die Reitpeitsche vor die Füße und verließ das Zimmer.

Draußen vor der Thür hielt der Wagen, der ihn zum Irrenhause fahren sollte — zum Krankenbesuch. —

(Nachdruck verboten.)

Altmärkische Hochzeitsbräuche.

Ob auch unsre raschlebige Zeit mit altem Brauch und Sitte, manchmal zu unserm Vorteil, manchmal zu unserm Nachteil, ausräumt, hat sich im Volke doch vieles Alte mit härter Kraft erhalten. Namentlich dort, wo Industrie, Handel und Verkehr noch nicht in umfassendem Maße eingedrungen sind und ihre großen Umwälzungen bewirkt haben, folgt man in vielem noch der alten Sitte.

Die seltsamsten dieser alten Sitten und Bräuche haben sich bei den Hochzeiten erhalten. Selbst in der weiteren Umgegend Berlins, wohin der Pulsschlag des täglich neuen Weltstadtlebens dringt, trifft man noch die Hochzeitsbräuche längst vergangener Zeit. Und in fast allen diesen Bräuchen und Anschauungen steckt als Kern der alte heidnische Aberglaube in seinen tausend Formen.

Zahlreich sind die seltsamen Bräuche vor allen bei den Bauernhochzeiten. Sie werden auch noch mit einem Pomp und mit einer gravitätischen, abergläubischen Feierlichkeit begangen, die den Städter komisch amüset.

In gewissen Teilen der Mark, so im Calbeschen Werder halten die Bauern abergläubisch an der Vorstellung fest, eine Ehe sei nur von Vorteil und Bestand sofern sie am Dienstag oder Freitag abgeschlossen werde. Meist sieht man auch noch darauf, daß das Hochzeitsdatum in den Vollmond falle. Die alte heidnische Naturverehrung hat den Glauben erhalten, daß das Ehepaar alsdann alles „im Vollen“ habe.

In einem sechspännigen Wagen fährt die Braut mit ihren Begleitern davon. Ein vierpänniger Wagen folgt ihr und hinter diesem der „Wettwagen“, der Ehebett und sonstige Aussteuerstücke der Braut enthält. Die Abfahrt ist so eingerichtet, daß genau um den Mittag der Brautwagen in den Hof des Bräutigams rollt. Der steht schon

bereit und aller Augen sind auf ihn gerichtet, wenn er die herabspringende Braut in seinen Armen auffängt. Wehe, wenn er dabei hinfiel! Es wäre das Schicksalszeichen, daß er seiner Frau in der Ehe nicht Herr würde und ihr gegenüber immer die Rolle des Schwächlings spielte.

Brautschmuck und Kranz wird angelegt und in feierlichem Zuge, eine Musikbande und feischimmernde Lichter voraus, ziehen sie zur Kirche. Könnte man dem Brautpaar die Taschen untersuchen, man würde merkwürdige Entdeckungen machen! Sicherlich hat die Braut in der Tasche einen alten Thaler, welcher bedeutet, daß ihr nie das Geld ausgehen wird; in einer andern Tasche Dill und Salz, eine geheimnisvoll wirkende Kraft gegen „den Bösen“; in den Schuhen Haare von allen Vieharten, die auf dem Hofe vorhanden sind. Würden sie doch unter der neuen Bäuerin nicht gedeihen, wenn diese heute nicht mit den Haaren schritte! Auch der Bräutigam vertraut sich, bei aller Tapferkeit, doch lieber den „geheimnisvoll wirkenden Mächten“ an. Deshalb hat er sich die Schuhe vollgestopft mit den Körnern, die auf seinem Acker wachsen. Ohne dies würden sie auch nicht gedeihen!

Während sie in der Kirche stehen, gilt's für die Braut, anzupassen. Mitten in der Trauung — Aufschl — hat sie ihn plötzlich auf den Fuß getreten. Wer das zuerst fertig bringt, ist sicher, von dem andern Teil in der Ehe keine Prügel zu bekommen. Der Bräutigam weiß, daß er unter den Anwesenden Reider hat. Aber er hat sich gut vor ihnen gesichert! Hat er doch nicht vergessen, das alte Erbschloß einzusteden. Und während der Segen gesprochen wird, schließt er es fig dreimal auf und zu. So, nun können sie ihm nichts mehr anhaben und zurück geht's in feierlichem Zuge, auf den Hof.

Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten, bei denen unmeniglich getrunken und gegeben wird — es ist ja schon häufig geschilbert worden, welche Quantitäten auf märkischen Bauernhochzeiten „draufgehen“ — erhält sich unter den alten symbolischen Spielen noch zäh der Kampf um das Spinnrad der Braut. Man hat es in einem entfernten Dorfhause untergebracht und die Brautjungfer, umgeben von den jungen Burtschen, soll es unverfehrt ins Hochzeitshaus bringen. Aber die Ehemänner unter den Hochzeitsgästen sehen eine Schande darin, wenn das Spinnrad heil ins Haus kommt. So beginnt denn ein erbitterter Kampf; die Ehemänner suchen das Rad zu zerbrechen, die Jungen verteidigen es und oft artet der Kampf um das Spinnrad in eine derbe Keilerei aus, bei der die Spähne fliegen. Endlich ist das Rad zerbrochen, und jeder sucht ein möglichst großes Stück zu erbeuten.

Inzwischen sitzt das junge Ehepaar am Tische. Es „sitzt Braut-hahn“, wie die märkischen Bauern sagen. Auf dem Tische steht das von der Mutter der Braut gespendete, mit Wachsbäum umwundene neue Spinnrad, bis schließlich die Brautjungfer erscheint und es mit einem artigen Verslein dem Bräutigam übergibt.

Wo in der Mark Bauernhochzeiten in der Fastnacht stattfinden, da erscheint in der Regel auch der „Schimmelreiter“: ein Knecht, dem man ein Sieb vorn und eins auf den Rücken bindet, über beide ein weißes Leinentuch breitet und vorn einen Pferdelopf befestigt. Auf dem Kopfe trägt der Knecht einen breiten Hut und um die Schultern hat er einen roten Frauenrod. Solchergehalt vollführt der Reiter allerhand Kapriolen. Der derbe Bauernhumor läßt es zu, daß man dem „Schimmelreiter“ wohl auch einen Stallknecht mit Korb und Besen folgen läßt, um zur Hand zu sein, wenn den „Schimmel“ ein Bedürfnis ansetzte.

In der Gegend von Jüterbog hat sich lange die Sitte erhalten, daß zur Hochzeit einer von den Bauern, entweder vor dem Hochzeits-hause oder auf einem nahen Hügel, ein altes Wagenrad in Brand setzte und die Hochzeitsgesellschaft um dasselbe herumtanzte. Ueberhaupt waren zu früheren Zeiten diese Bauernhochzeiten derber als heute. Am die Hochzeitsgäste zu unterhalten, war roher Spaß und Prügelei in aller Form vertreten. Manchmal zeugen die ewigen Prügeleien freilich von derbem Humor. So z. B. die Hochzeitskammer-Ceremonie in Gardelegen. Dort mußte sich der Bräutigam ins Bett legen. Der Brautvater führte dann die Braut „zur rechten Hand des Bettes“, legte sie hinein und sprach: „Ich befehle Euch, meine Tochter, daß Ihr bei ihr thut, wie Gott bei Eurer Seele.“ Bräutigam und Braut mußten alsdann miteinander trinken. Hier-auf verließ der Bräutigam an der linken Seite das Bett, „ging herum“ zur Rechten und hieb die Braut heraus mit den Worten: „Ach, tum her, Du auserwehltstes Minschenkind.“ Das „Minschen-kind“ setzte sich nun mit dem Bräutigam an die Tische, die in der Kammer gedeckt waren, „die Freunde von beiden Seiten setzten sich herzu und waren fröhlich“.

Solche immerhin rohen Späße hat die verfeinerte Sitte denn doch verdrängt. Von allen ursprünglichen Hochzeitsbräuchen hat in der Mark dasjenige sich am längsten erhalten, welches mit dem Aberglauben zusammenhängt. In der Prenzlauer Gegend nimmt, wie auch anderwärts, die Braut noch heute Salz und Dill mit in die Kirche, weil die alte Volkweisheit lehrt: „Wenn Du zur Trauung gehst, nimm ein paar Brotkrümchen vom Tische und Salz und Dille, wickle alles in ein Bündlein und stecke es Dir zu, so kann Dir niemand etwas anhezen.“ Im Oderbruch fieden sich die Frauen noch vielfach Senf und Dille ein und, während der Prediger seinen Segen spricht, murmelt die liebevolle Gattin das Zauber-sprüchlein, welches ihr das Regiment sichern soll: „Ich habe Senf und Dille; Mann, wenn ich rede, schweigst Du stille.“ In der Gegend von Fürstenwalde wird, bevor das Brautpaar zur Kirche geht, ein Feuerbrand auf die Schwelle geworfen, über den es hinwegschreiten muß. In Jahrland bei Potsdam muß das Brautpaar

streng darauf achten, nicht von einem Stück Brot abzubeißen, denn Liebes- und Eheleute werden „einander gram“, wenn sie von einem Teller essen oder aus einem Glase trinken. Im Gabellande sichert sich die Braut vor dem „Beherztwerden“, indem sie ein Zweigroschensstück unter die Hade steckt. Um in Geldsachen der Treue des Mannes sicher zu sein, läßt sie sich vor der Trauung vom Bräutigam einen Groschen geben und steckt ihn in den rechten Schuh; vor etwaigen Freigeln seitens eines rohen Gatten sichert sie sich, indem sie ein entzweigebrochenes Rütchen von einem Besen in den Handschuh steckt.

Unter den wendischen Bauern des Spreewaldes findet man seltsame überkommene Hochzeitsbräuche noch weit mehr verbreitet, als in den von uns bezeichneten Gegenden. Hat sich doch der wendische Bauer in der Abgeschiedenheit seiner Niederlassung überhaupt noch das meiste seiner Art bewahrt. Wirkt es nicht schon eigenartig, daß im Spreewalde der Bauer noch, wenn er seine Tochter verheiratet, alles nach ursprünglicher Bauernart auf seinem Besitztum herzustellen läßt? Frühzeitig fällt er das Holz und legt es zum Trocknen in seinen Hof, welches zum Hausbau seiner Tochter dient. Er nimmt selbst Maurer und Zimmermann an, um das Haus zu bauen, der Tischler stellt auf seinem Hofe die ganze Ausstattung her usw. Die Hochzeit selbst wird mit großem Prunk gefeiert; man siesst Ochsen, Schweine und Geflügel nicht an, die geschlachtet werden müssen, um die Gäste zu sättigen, oder die Getränke, welche ihren Durst stillen sollen. Bei der Hochzeit selbst besetzt unter den zahlreichen Sonderbartheiten auch noch jene, daß die „Brautdiener“ beim „großen Mahl“ dem Bräutigam den Hut, der Braut den Schuh entweiden; sie erhalten diese Gegenstände erst zurück, wenn das Brautpaar eine von ihnen bestimmte Summe bezahlt hat. Dann schreitet unter allgemeinem Jauchzen die Braut über den Tisch und springt mitten unter die Gäste, um sich am Tanze zu beteiligen. Die Hochzeitsfeierlichkeiten an sich dauern mehrere Tage; je reicher der Bauer, je länger die Hochzeit. Man begnügt sich damit nicht einmal. Am Sonntag nach der Hochzeit giebt es noch eine Nachfeier, die sogenannte „junge Hochzeit“. An diesem Tage macht die junge Frau mit ihrem Manne den ersten Besuch bei ihren Eltern, in deren Wohnung alsdann die Verwandten sich noch einmal bei Speise, Trank und Tanz bis in die Nacht hinein vergnügen.

Der großstädtische Arbeiter, den das Leben mühsam gemacht hat, sieht mit Verwundern diese Sitte und diesen Aberglauben. Er hat sich längst darüber hinaus entwickelt, und wie ihn sein Proletariat verhinbert, im Ueberfluß zu schlemmen und zu schmelgen, wenn er sein Weib nimmt, so ist er auch über den finsternen Aberglauben hinaus, der sich in Hochzeitsbräuchen erhalten hat. Er giebt seinem Weibe die Hand und schreitet mit ihr frohgemut zwar in Kampf und Ringen, aber doch schließlich einer besseren Zukunft entgegen. —

Kleines feuilleton.

eg. Die Perlenstickerin. „Schlaf doch nicht, Trudel“ Die Mutter sagte es mit einem leisen seufzenden Wortwurf und fuhr fort, die Perlen auf einem Blatt Papier zu ordnen.

Trude war mit dem Kopf auf die Tischplatte gesunken. Nun fuhr sie hoch, riß die Augen auf und dehnte sich. „Hab' ich lange geschlafen, Muttchen?“

Die Mutter seufzte wieder leise, als ob sie einen Wortwurf unterdrücken müsse. „Ein halbes Stündchen mußt es ganz sicher gewesen sein. Wenn Du nur noch fertig wirst!“

„Ja, mußt!“ Trude griff mit einer energischen Bewegung zur Nadel, schraubte die Lampe hoch und machte sich an ihre Arbeit. Sie nahm die einzelnen Perlen auf die Nadel und heftete sie nach einem vorgezeichneten Muster auf einen Tailleneinsatz. „Wenn nur diese entsetzlichen winzigen Dinger nicht wären!“ Die vor Müdigkeit zitternde Hand gehorchte nur widerstrebend dem Willen des jungen Mädchens. Immer wieder glitt die Nadel an den kleinsten der Perlen aus; diese rollten fort und störten die mühsam hergestellte Ordnung der übrigen Reihen.

„Wenn Du nervös wirst, ist's schon ganz vorbei!“ Die Mutter stellte mit Bedachtsamkeit und Geduld ihr gestörtes Werk wieder her. Trude zwang sich zur Ruhe. Allmählich gehorchte die Hand dem Willen und farbige, vergoldete und versilberte Perlen reiheten sich in mannigfacher Größe an einander.

Ein Weikchen hörte man nichts, als das leise Knittern der Seide. Auch von draußen drang kein Ton herein. Tiefdunkel schmiegte die Nacht sich an das Fenster dieses kleinen Zimmers, in dem Mutter und Tochter andächtig bei ihrer Tätigkeit saßen. Nur einen engen Lichtkreis warf die mit einem Schirm aus Rosa-Papier bedeckte Lampe.

„Fräulein Hedwig wird morgen unter den Kronleuchtern schön glänzen.“ Trude ließ die perlbestückte Seide im Lampenschein funkeln. Ein Anflug von Neid sprach aus dem Ton der Stimme.

„Es ist wohl ein großes Essen da?“

„Sehr groß. Ein Diner von vierzig Gedecken oder gar fünfzig, sagte die Köchin. Gänge wer weiß wie viel. Eine Konzertsängerin ist extra engagiert. Die bekommt für den einen Abend so viel wie ich in drei Monaten verdiene.“

„Es ist wohl nicht möglich!“ Die Mutter schüttelte verwundert den Kopf.

„Ganz gewiß. Der eine Abend soll an die tausend Mark kosten.“

„Aber Trudel! Das wäre ja die reine Verschwendung!“

„Ist es auch. Wenn wir da's hätten, nicht Muttchen?“

„Ach, Du lieber Gott! Trude, was würden wir nur mit dem vielen Geld anfangen!“

Trude neigte einen Faden an den roten Lippen; in ihr zartes, blaßes Gesicht kam Ausdruck und Bewegung. „Nächst möchten wir Dir einen schönen warmen Wintermantel kaufen. Und ich müßte ein neues Jackett haben. Und dann würden wir uns einmal einen ganz freien und vergnügten Sonntag machen. Mittags Hasenbraten —“

Die Mutter lachte hell auf: „Trudel!“

„Ja, Hasenbraten und abends würden wir ein gutes Konzert besuchen.“

Die Mutter lachte noch mehr. „Du hast Gedanken wie eine Prinzessin!“

„Und einen Grabstein für den Vater könnten wir kaufen.“ Trude sagte es leise, als verschludete sie einige Thränen.

Die Mutter seufzte: „Ach ja! Dazu werden wir wohl nie kommen.“

Die kleine runde Wanduhr schlug.

„Schön dreil!“ Das junge Mädchen erschraf und arbeitete mit erhöhtem Eifer. „Noch sieben Stunden, dann muß ich mit der Arbeit bei Fräulein Hedwig sein. Sie will heute schon um neun Uhr aufstehen, sagt sie. Dann kommt die Schneiderin. Spätestens um zehn Uhr erwartet sie mich. Aller spätestens! Käme ich später — na!“

„Dann würde das gnädige Fräulein sehr ungnädig werden nicht?“ ergänzte die Mutter den Gedankenfang der Tochter. „Nun ja nicht! Es ist ja Deine beste Kundschafft!“

„Ja. Sie zahlt wenigstens, was ich fordere. Sie handel' nicht!“

Die Mutter hatte den ganzen Perlenvorrat geordnet. „Kann ich Dir nun irgend noch etwas helfen?“

„Nein, Muttchen, danke. Geh' nur ins Bett. Oder — wenn Du mir noch einige Nadeln einsädeln willst? Dann brauch' ich mich damit nicht aufzuhalten.“

Die Mutter that's. Dann legte sie sich in's Bett. Von dort aus folgten die Augen ängstlich den fleißigen Händen der Tochter. So lag sie stundenlang, den Schlaf gewaltsam unterdrückend, bis das hell werdende Fenster den aufsteigenden Tag anzeigte. Und wenn die Müdigkeit das junge Mädchen zu übermächtigen drohte, flüsterte sie eindringlich: „Schlaf doch nicht, Trudel!“ —

k. Die Hundepost. Seit einiger Zeit bedient sich die Postverwaltung der amerikanischen Union der Hunde, die an Schritten gespannt werden, für den Transport der Post in Alaska, zwischen Dawson City und Fort Gibbon, d. i. eine Entfernung von 1300 Kilometer, die alle Woche zurückgelegt werden muß. Kürzlich ist sogar mit Hilfe der Posthunde ein Postdienst zwischen Fort Gibbon und Kap Nome, das 2200 Kilometer von Dawson City entfernt liegt, eingerichtet worden. Dieser letztere Dienst wird zweimal monatlich versehen. Die amerikanische Regierung hat in Dawson City eine außerordentlich große Hundehütte errichten lassen, in der 300 Hunde von Lappländern, Eskimos und aus Sibirien untergebracht werden können. Die anschließenden Remisen enthalten 50 Schlitten von besondrer Form, die „toboggans“ genannt werden, und 200 besondere Gespanne von Leder und Striden. Für die langen Strecken ist ein Gespann von acht Hunden nötig, die auf dem Schnee bis 90 Kilo Gepäck, Briefe oder Postpakete, natürlich abgesehen von dem Führer, ziehen können. Wenn keine Schneestürme herrschen, wie es in diesen Gegenden allerdings sehr häufig ist, legen sie 50 bis 75 Kilometer täglich zurück. Diese Hundepost kommt auch in dem strengsten Winter, wenn das Thermometer auf 60 Grad unter Null fällt, regelmäßig zu dem bestimmten Datum an ihrem Bestimmungsort an, obwohl die Reise zwischen Dawson City und Fort Gibbon einen ganzen Monat dauert. Die Postverwaltung hat auf dem Wege in Entfernungen von je 32 Kilometer Holzstajlen bauen lassen, in denen der Briefträger des hohen Nordens Schutz für die Nacht und neuen Proviant für sich und sein Gespann findet. —

Kunst.

— Bödlin über Porträtmalerei. In den von der „Zürcher Post“ veröffentlichten, von uns schon einmal citierten Tagebuchaufzeichnungen von Otto Lasius heißt es: Als mich Bödlin einmal fragte, ob ich schon jemand porträtiert hätte, zeigte ich ihm ein Bild meines Bruders, das ich gemalt. „Scharfe Profil-auffassung sollte man, wenn es nicht ausdrücklich verlangt wird, immer vermeiden“, belehrte mich Bödlin. „Es ist allerdings die charakteristischste Auffassung eines Menschen, die es giebt, da die Form der Nase, des Kinns, der ganze Schädelbau ihr unverändertes Maß haben; aber wir sind einmal nicht gewohnt, unsre Mitmenschen im Profil anzusehen, wenn wir mit ihnen verkehren, und wir glauben auch nicht recht an die Ähnlichkeit eines Profilbildes, selbst wenn es vorzüglich getroffen ist. Es zeigt uns den Menschen in einer einzigen, ganz bestimmten Stellung, die er ja einmal haben kann, die uns aber fremdartig berührt, so daß selbst gute Bekannte, Verwandte, Fremde, die auf Porträtmalerei halten, ein Profilbild nicht erkennen, da in ihm das charakteristische Mienenspiel nicht mitspricht, das sie zu sehen gewohnt sind. Das Profilbild gestaltet sich dem Maler auch räumlich, plastisch sehr schwer. Freilich, wenn es gilt, einen Dichter auf einer Münze oder einen Fürsten auf einer

Marke zu berechnen, da paßt allein das Profil. Man gewöhnt sich daran und je markanter, desto besser ist es. Die beste Porträt-Auf-fassung ist für den Maler immer Dreiviertel-Profil. Ein schlagender Beweis dafür ist Raffaels Sekretär Jughirami im Pitti zu Florenz. Der Mann sieht nämlich, Raffael hätte es leicht gehabt, ihn im Profil zu geben und sein Gesicht würde den Augenfehler bemerkbar haben; vielleicht hätte man ihn aber gerade wegen des Fehlens dieser Eigentümlichkeit nicht erkannt. So malte ihn Raffael mit seinem Takt und im Bewußtsein seiner Kunst in Dreiviertel-Profil, gab aber dem Kopfe eine so starke Wendung über Et, daß wir das charakteristische Schielen zwar nicht vermissen, es aber so gemildert dargestellt finden, daß es unser Empfinden nicht wesentlich berührt. Dreiviertel-Profil wirkt sodann auch ähnlicher und ist künstlerisch weit interessanter als eine Aufnahme direkt en face, weil die so charakteristische Nase viel prägnanter zum Ausdruck kommt. In der en face-Aufnahme erscheint sie unnatürlich verkürzt. Von vorne aufgenommen erscheint zudem das Gesicht in zwei Hälften geteilt, was nicht nur unästhetisch, sondern auf die Dauer auch langweilig wirkt. Im weiteren sind in der en face-Aufnahme die Ohren nicht genügend erkennbar und doch sind diese zum Erkennen eines Menschen oft von charakteristischer Bedeutung. Die Porträtähnlichkeit darf nicht erst während des Malens in ein Bild hineinkommen, sie muß schon in der Skizze vorhanden sein; ist dies nicht der Fall, so ist das Porträt verfehlt. Schnelles Erfassen und richtige Wiedergabe des Schädelbaus ist Hauptbedingung. Probieren Sie das alles einmal mit sich selbst vor dem Spiegel. Von vorne hat sich jeder oft genug im Spiegel gesehen. Wer sich aber zum ersten-mal in scharfem Profil sieht, ist erstaunt, weil er sich selber fremd vorkommt.

Unbegreiflich ist mir der Eindruck, den ich empfang, als ich Böcklin Gottfried Keller aus dem Kopfe auf die Leinwand zaubern sah, wobei man schon in der Skizze, zumal wenn man die Augen zusammenkniff, den Dichter famos erkennen konnte.

„Selbstporträt ist das denkbar beste Studium für einen Maler,“ sagte Böcklin öfter. „Man muß nur immer bei diesem Studium das Typische der Formen herausuchen. Wie eine Nase, ein Auge, ein Mund geformt ist und wie die Haare ansetzen, das stimmt in der Hauptsache bei allen Menschen überein. Das hat man sich ein-zuprägen, damit man's weiß. Malte man immer nach Modell, so wird man das nie fertig bringen. Das Besondere, das Individuelle müssen Sie in der Sie umgebenden Natur beobachten. Holbein machte für seine Porträts stets nur eine genaue Zeichnung, bis er mit seiner Aufgabe vertraut war; nachher malte er alles andre aus dem Kopfe, wie es seinem künstlerischen Gefühl als notwendig er-schien. Velasquez holte immer das Große, Eigentümliche mit ein paar festen, sicheren Strichen aus der Natur heraus.“

Ein andres Mal sagte Böcklin: „Membrandt hat sich nicht un-fonst unzähligenmale in allen möglichen Stellungen vor dem Spiegel abgemalt. Das war ein schweres Stück Studium. Ein denkender Maler ist sich selbst das beste, billigste und vor allem willigste Modell. Es kommt zur rechten Zeit, ist immer bei der Hand, wenn man's gerade nötig hat. Aber ein guter Spiegel gehört dazu.“

Oftmals, wenn ich unbemerkt ins Kiefler trat, sah ich, wie der Meister während des Malens sich im Spiegel betrachtete, der stets neben seinem Bilde stand. Das war mir besonders aufgefallen, als er das „Seetingseltangel“ malte. Ich war höchst überrascht, als ich ihn im Spiegel komische Gesichtser-scheinungen sah und erst beim Näher-treten begriff ich den Grund. Hat nicht der jugende, harfenpielende Tritone entfernte Ähnlichkeit mit Böcklin? —

Aus dem Tierleben.

— Kampf einer Kreuzotter mit einem Habicht. Der Münchener „Illustrierten Tierwelt“ wird geschrieben: „Im junge oder brütende Vögel, Mäuse u. dergl. zu beschleichen, unter-nimmt die Kreuzotter vom geschützten Waldrande aus Streifzüge in die angrenzenden Korn- oder Kleefelder. Bei diesen Mäuerereien wird sie aber oft selbst von einem Räuber, nämlich dem Habicht, überfallen. Kürzlich bemerkte ich aus einem sicheren Versteck heraus diesen lähnen, beschwingten Jäger, wie er mit scharfen Augen aus bedeutender Höhe den Boden vor mir ab-suchte. Plötzlich schoß er mit gewandter Schnelligkeit hernieder, um aber ebenso schnell wieder empor zu steigen, ohne mit den Flügeln den Boden gestreift zu haben. Nach nochmaliger Wieder-holung dieses Vorganges seitens des Habichts und bei härteren Hin-suchen gewahrte ich am Boden eine Kreuzotter mit emporgeschwelltem Hals und Kopf, welche von dem Habicht überfallen worden war und sich nun zu einem Kampf auf Leben und Tod anschickte. Die Kreuzotter, die Ueberlegenheit ihres Feindes erkennend, schien es jedoch vorzuziehen, sich in den nahen, schützenden Wald zu flüchten. Doch der Habicht wollte sich diesen lederen Wippen scheinbar nicht entgehen lassen, denn in dem Augenblick fuhr er mit jähem Sturz hernieder, sagte mit seinen Krängen die fliehende am Schwanz und stieg mit ihr in die Luft. Den Körper hin und her schwingend, mit aufgesperrtem Maule, versuchte die Kreuzotter ihrem Feinde den tödlichen Biß heizubringen. Doch dieser schien sich der gefährlichen Lage, in der er sich augenblicklich befand, völlig bewußt, denn schleunigst ließ er die Feindin fallen. Dem Anscheine nach hatte diese nun durch den Sturz eine Verletzung erlitten, denn sie gab die Flucht auf. Doch das Zusammenrängen ihres Körpers, das Aufrichten des stoptes Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

deutete Kampfbereitschaft und verzweifelte, erbitterte Fortsetzung des Kampfes ihrerseits an. Der Habicht trachtete nun danach, den Kopf der Kreuzotter mit den Flügeln im Fluge zu treffen, um sie so zu betäuben. Die ersten Angriffe schlug sie auch glücklich ab. Schon gab es den Anschein, als ob der Habicht auf sein lederes Mahl verzichten müßte und wollte. Da fuhr er plötzlich, mit einem letzten, schrägen Stoß auf den Feind, welcher gleich darauf den Kopf zur Erde sinken ließ. Diesmal war der Angriff dem Habicht gelungen. Der Kampf war aus. Den Kopf der Kreuzotter verpeiste er mit grimmigen Be-hagen vor meinen Blicken — bis dahin hatte er mich in meinem Versteck nicht gewahren können. Doch die Gegend schien ihm nicht mehr ganz sicher und mit dem Nest es heiß eroberten Mahles verschwand er in den Lüften.“ —

Technisches.

— Spiritushartwachskerzen. Das gegenwärtige Streben, dem Spiritus eine vielseitige Verwendung für technische Zwecke zu geben, hat auch dazu geführt, ihn für die Kerzenfabrikation zu benutzen. Der Gedanke, den geruch- und rußlos brennenden Alkohol für Kerzen nutzbar zu machen, lag wohl nahe, andererseits erscheint es aber auf den ersten Blick unmöglich, den dünnflüssigen Alkohol in die starre, feste Kerzenform zu bringen. Es hat sich aber — schreibt man der „Leipziger Zeitung“ — gezeigt, daß sich der Alkohol in Verbindung mit solchen Kerzenmaterialien, die in ihm mehr oder weniger löslich sind, zu einer festen, harten Masse ver-einigen läßt, und damit ist es gelungen, in den neuerdings in den Handel kommenden Spiritushartwachskerzen alle guten Eigenschaften einer tadellosen Kerze zu vereinigen, ohne daß dem äußeren Ansehen nach jemand Spiritus in denselben vermuten könnte. Besonders gute Resultate mit diesem Spirituszusatz wurden bei Herstellung der so- genannten Kompositionskerzen erzielt. Bisher hatten diese Kerzen stets ein etwas transparentes, grauweißes Ansehen, mit Spiritus-zusatz erhalten sie eine so klare, weiße Farbe, daß sie darin den besten Stearinkerzen nicht nachstehen. Auch hält sich diese Farbe bei längerem Lagern, während die Kompositionskerze gilbt. Bei gefärbten Kerzen (auch Baumkerzen) wird durch den Zusatz das klare und schöne Herausretren der Farbe erhöht. Vergleichende Versuche, die mit verschiedenen im Handel vorkommenden Kerzenarten aus-geführt wurden, haben ergeben, daß die Spiritus-Hartwachskerzen selbst mit den bezüglich des Materialverbrauches und der Leucht-kraft vorteilhaftesten Proben konkurrieren können, daß sie sogar viele an Leuchtkraft und Sparsamkeit übertreffen. Dabei stellt sich die Spiritus-Hartwachskerze im Preise nicht teurer, sondern sogar billiger als die meisten heute im Markte befindlichen Kerzen. —

Humoristisches.

— Er kennt sich aus. In der Schule zu A. prüft der ge-strenge Herr Schulininspektor. Er ist eben bei der Naturgeschichte der Tiere und läßt sich die auf einer Wandtafel abgebildeten Vögel be-nennen. Der zehnjährige Hans hat bereits einige Vögel richtig er-kannt, als der Herr Inspektor seine Aufmerksamkeit auf einen ganz gelben Vogel (Kanarienvogel) lenkt: „Was ist das?“ Hans schweigt. „Nun das kennst Du nicht,“ sagt mit einem verdämihten Lächeln der Ge-strenge. „Das ist doch ein Gimpel!“ Doch Hans, von der himmelschreienden Unrichtigkeit überzeugt, antwortet mit einer spöttischen Geberde: „Du bist a oaner!“ —

— Ostpreussisches Kulturbild. Lehrer (zu seinem Sohn): „Nimm Deinen Hut ab — dem Herrn Grafen sein Hengst kommt!“ —

— Särzfrage. Weshalb haben eigentlich die russischen Grenzbeamten einen so großen Schirm an der Mütze? Wahrscheinlich um besser — ein Auge zudrücken zu können. — („Jugend“.)

Notizen.

— Der Schriftsteller Hieronymus Lorm (S. Landesmann) ist 81 Jahre alt, in Brilm gestorben. —

— Die Neue freie Volksbühne zählt gegenwärtig über 2000 Mitglieder. —

— „Die Ruhmagd“, ein dreiaktiger Schwanf von G. Riedel und G. Reppert, ist vom Neuen Theater zur Aufführung angenommen worden. —

o. Der Oberpfarrer der Kirche des Heiligen Grabes in New York wird unter seiner Kirche ein vollständig aus-gestattetes Theater bauen lassen. Stille religiösen Charakters sollen hier von einer dramatischen Gesellschaft, gelegentlich auch von Berufschauspielern, gespielt werden. —

— Die Nationalgalerie hat, der Monatschrift „Kunst und Künstler“ zufolge, ein weibliches Porträt von Böcklin und ein Gemälde „Idylle von Tiboli“ von Feuerbach erworben. —

— Vom Meinertrage der letzten Großen Berliner Kunstausstellung sind 24 000 M. dem Verein Berliner Künstler und 24 000 M. der Akademie der Künste zugefallen, die sie zum Ankauf von Werken der nächstjährigen Ausstellung zu verwenden hat. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 7. Dezember.